

hebe aus seiner Arbeit heraus beträchtliche Unterschiede zwischen dem älteren und dem jüngeren Geschlecht, ohne dass die jüngere Lautgebung sich der Schriftsprache annähert. In grossem Umfang geschieht Kürzung langer Vokale vor Fortes und vor Doppelkonsonant. Höchst merkwürdig wäre die Form *wian* „gewesen“ (S. 21), wenn sie wirklich aus älterem \**giweran* entstanden ist; aber könnte sie nicht ein Seitenstück zu dem schwäbischen *gwä* sein?

Verwickelter und besonders anziehend liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete Martins, das niederdeutsches und mitteldeutsches Land vereinigt, und wo in buntem Wechselspiel politische und sprachliche Wellen hin und her fluten. Martin muss sich zudem erst den Weg durch Gestrüpp bahnen: er liefert den umfassenden Nachweis, dass die Kritik, die Collitz in seinem Waldeckischen Wörterbuch an Bauers Angaben übt, durchaus unberechtigt ist und zur Verfälschung der Tatsachen führt.

So sind wir beiden Verfassern zu lebhaftem Dank verpflichtet.

Ich kann jedoch ein Bedenken nicht unterdrücken: dass neben der gewissenhaften Feststellung des Tatsächlichen und ihrer umsichtigen Einordnung in die Schicksale des betreffenden Landstrichs die sprachgeschichtliche Einzelbetrachtung gelegentlich zu leiden scheint. Was von Wix § 29 über *egi* gesagt wird, verträgt sich nicht durchaus mit § 33 und 198. Dass die Umlautformen des Plur. Praet. alte Optative seien (S. 60), ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wie in *eigen*, *eindoun*, *aleine*, *nei* (nein), *šnei*, *wei* usw. das *ei* von den Umlautformen her verallgemeinert sein soll (S. 50), ist mir gänzlich unklar, sowenig wie das *z* in *fyr* (Feuer), *frynt* i-Umlaut von wgerm. *eu* vorliegen soll (S. 56). Woher stammt *as. welag* (S. 19)? Die Anm. zu § 214 verstehe ich nicht. *Wat niges* (S. 102) ist wohl aus Versehen unter die adverbialen Ausdrücke geraten. In *nape*, *sake* (S. 103), waren die Stammsilben nicht „ursprünglich“ lang.

Zu Martin: In *dryteine* (dreizehn) geht *y* doch zweifellos nicht auf wgerm. *i* zurück (S. 24), sondern auf *iu*. S. 31 werden zwei Formen des Umlauts von wgerm. *ae* festgestellt: einerseits *o*, das zuerst behandelt wird, andererseits *ai*, das an zweiter Stelle steht. Nun erscheint aber *ai* in lautgesetzlichen Formen, *o* in Analogiebildungen; das hätte wohl bemerkt werden dürfen, und *ai* wäre voranzustellen gewesen. Ueber die verschiedenen Wiedergaben des germ. *ai* (S. 36 ff.) hätte man gern einige Worte gehört (besonders bemerkenswert *letsail* Leitseil!), und jedenfalls hätten *ér*, *rèren* nicht unter Fälle wie *téken*, *mènen* gemischt werden sollen. In § 161 hätten die Fälle von neuem *e* (z. B. *wustekitel* Wurstkessel) von den Fällen geschieden werden dürfen, wo der Vokal altererbt ist. In *Wilam* Wilhelm (S. 66) ist das zweite *e* nicht an *m* assimiliert, sondern gegen das erste *l* dissimiliert. In *miel* Mehl, *giel* gelb, *mer* usw. liegt nicht Schwund eines *w* vor (S. 71), sondern zunächst Vokalisierung von *w*, ebenso wie in *kuman*. *aleine* allein ist nicht Adverbialform (S. 90), sondern geht auf die schwache Form *eino* zurück; es gibt von *ein* sowenig ein Adverb als von lat. *unus*, gr. *εἷς*.

Giessen.

O. Behagel.

Walters von der Vogelweide mit erklärenden Anmerkungen. Halle, Waisenhaus. 1924. VIII, 562 S. 8°.

Bei seiner Neuausgabe von Wilmanns' Walthertext hat Michels mit Recht darauf verzichtet, das Neue, das er bietet, gegenüber Wilmanns' Darlegungen äusserlich abzuheben. M. hat die umfangreiche, seit der letzten Auflage erwachsene Literatur herangezogen und verwertet, besonders eingehend die metrischen Erörterungen von Plenio, und manches Eigene beigezeichnet, mit gelegentlicher Neigung zu etwas gesuchten Deutungen (vgl. die Bemerkung zu v. 11 der Elegie und die Uebernahme von Burdachs *mohte* in dem drittletzten Vers). Alles ist geschickt und praktisch gemacht, auch die Zitate auf neuere Ausgaben umgeschrieben. Die sprachlichen Belehrungen über das *ü* in *rümpfen*, über die Formen von *kra*, über den Umlaut in *sem mir*, über das Schwachwerden von *bannen* konnten ruhig wegbleiben; sie sind Reste von Behandlung der Texte in Uebungen oder Vorlesungen.

Es ist merkwürdig, wie weit unsere Philologie noch von einem einheitlichen Verständnis der mhd. Texte entfernt ist. Allerdings hat es wenig mit Philologie zu tun, wenn in „Unter der Linde“ die Ausgaben lesen: *vor dem walde in einem tal schone sanc die nachtgal*. Ich habe schon viele Nachtigallen gehört, aber noch nie „vor dem Wald“, und damit stimmen die Angaben in Brehms Tierleben (1913) IV, 162. Es ist *vor dem walde in einem tal* zum Vorhergehenden zu ziehen und nach *tal* ein Punkt zu setzen. Wo eine Nachtigall singt, ist ja ganz gleichgültig, aber nicht, wo das Stelldichein stattfindet. Zur metrischen Gliederung vergleiche die letzte Strophe. Nach den Darlegungen von mir selbst und von Paul sollte auch Einigkeit herrschen über das Verhältnis von Imperfektiva und Perfektiva: es dürfte zu v. 2 der Elegie (*ist mir getroumet*) nicht mehr auf Grimms Grammatik verwiesen werden und zu 9, 18 nicht gesagt werden, dass *sach* allgemeiner sei als die perfektiven *gehorte* und *gesach*; es heisst natürlich: Ich betrachtete, dabei vernahm und gewährte ich; beiläufig: es hätte hier wohl auf die indische Figur des *yathāsamkhya* und meine darauf bezügliche Bemerkung PBB 30, 563 hingewiesen werden dürfen<sup>1</sup>.

Auch über die Bedeutung von *triuwe*, *getriuwe* sollte es keine Meinungsverschiedenheit geben: *getriuwe* heisst nicht „vertrauenswürdig“ (40, 18) und *triuwe* nicht „Auffrichtigkeit“ (50, 13).

Ich gebe noch einige Bemerkungen zur Elegie:

124, 6: die Frage, ob *min ander hant* vielleicht die linke Hand bezeichne, halte ich für unberechtigt: wie soll gerade die linke Hand ein besonders eindrucksvolles Bild für etwas Bekanntes sein? Eher würde ich das noch der rechten Hand zutrauen.

124, 10 wird *vereitet* als „Lachmanns vortreffliche Besserung“ bezeichnet. Ich kann mich dem nicht anschliessen. Wodurch ist das Feld verbrannt? Und mag der Grund sein, welcher er wolle, jedenfalls ergab das keinen Dauerzustand, der sich dem „verhouwen ist der walt“ zur Seite stellen könnte; ähnlich äussert sich auch Rieger, Zs. f. d. A. 46, 391, den Michels nicht erwähnt, ebensowenig wie dessen Vermutung *gebreitet*, die sich mit dem neuer-

<sup>1</sup> Dieser mein Aufsatz scheint überhaupt für manche Leute nicht vorhanden zu sein; Regine Strümpel hat es fertiggebracht, über Parallelismus im Mhd. zu schreiben, PBB 49, 163, ohne meine umfangreiche Arbeit zu kennen; erst nachträglich hat sie darauf Bezug genommen.

Walther von der Vogelweide, hrsg. und erklärt von W. Wilmanns. Vierte, vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von Victor Michels. Zweiter Band: Leben und Sprüche

dings vorgeschlagenen *breit* berührt. Aber beides bringt nicht einen deutlichen Gegensatz; sollte ein sonst nicht belegtes *verricet*, d. h. zum Sumpf geworden, dagestanden haben?

124, 11: *wan daz daz wazzer fliuzet, als ez wilent floz, für war ich wande min unglücke wurde groz* soll ein seltsamer Gedanke sein. Wieso? In allem Wandel ist eines gleich geblieben, und das ist mir ein grosser Trost.

134, 23 und 31: die Enjambements *so / jaemerlichen* und *da/von* sind mir doch sehr bedenklich.

124, 35 heisst es: „vielleicht in *mitemen honege*“, und es wird zugefügt: „doch ist das Adj. bei Walther nicht belegt“. Demgegenüber muss ich fragen, wo ist das Adjektiv überhaupt im Mhd. belegt?

124, 19: M. neigt zu Pauls Vermutung: *vil unriuweclike*; aber kommt sonst *vil* neben negierten Adjektiven vor?

Giessen.

O. Behaghel.

**Das Gothaer mittelniederdeutsche Arzneibuch und seine Sippe.**  
Herausgegeben von Sven Norrbom. (Mittelniederdeutsche Arzneibücher. Hrsg. von C. Borchling. Bd. I.) Hamburg 1921. 260 S. 8°.

In einer Besprechung des vorliegenden Werkes durch Psilander, Nd. Jahrb. 1921, heisst es S. 79, es habe ausdauernder Mühe und guter Methode seitens des Herausgebers bedurft, um einen lesbaren, zuverlässigen Text herzustellen. Ich fürchte, dass Psilander das kritische Verfahren des Herausgebers nicht näher nachgeprüft hat; denn es verdient keineswegs die Anerkennung, die ihm gezollt wird.

Das Arzneibuch ist uns in vier Hss. überliefert: Ka, R, G und Kt. Von Ka und R erweist Norrbom, dass sie zahlreiche gemeinsame Fehler aufweisen, also eine Gruppe bilden. Dann heisst es S. 26: „gegenüber der Gruppe Ka R steht keine entsprechende Gruppe G Kt“; denn N. findet nur „wenige und zum Teil zweifelhafte Zeugnisse“ für eine nähere Verwandtschaft von G und Kt. Dabei hat er es fertig gebracht, folgende Stellen zu übersehen, die entweder tatsächlich gemeinsam Falsches darbieten oder solches nach N.s Ansicht enthalten; hätte N. das von ihnen übereinstimmend Ueberlieferte für richtig gehalten, so hätte er es nicht in die Anmerkungen verwiesen: 96, 2; 98, 24; 106, 2; 111, 11; 115, 29; 126, 23; 135, 22; 138, 17; 154, 1; 154, 20; 160, 2; 160, 26; 163, 23; 167, 26. Das sind 14 Stellen! Es kann nicht zweifelhaft sein, dass auch G und Kt auf eine gemeinsame, bereits fehlerhafte Vorlage zurückgehen. Aber sehen wir von diesem Nachweis ab, dann hätten wir nach N. drei selbständige Ueberlieferungen: Ka R, G, Kt; wenn also zwei dieser Ueberlieferungen zusammengehen, so ist ihre Lesung in den Text aufzunehmen, es sei denn, dass sich zwischen Ka R einerseits und G oder Kt andererseits noch eine nähere Beziehung nachweisen liesse. Was tut aber N.? An mehr als 70 Stellen hat er die gemeinsame Lesung von Ka R Kt in die Anmerkung verwiesen. Aber ein Versuch, für diese drei Hss. eine gemeinsame Quelle zu eruieren, ist nicht gemacht; wir erfahren überhaupt kein Wort von der Tatsache dieser Uebereinstimmungen. Es ist kaum daran zu zweifeln, dass weit aus in den meisten Fällen die Lesart von Ka R Kt in den Text zu setzen ist. Wie mangelhaft N.s Verfahren ist,

das zeigt besonders anschaulich 171, 21 im Kapitel *de signis mortis in pustulis*. Hier heisst es im Text: *es eyn suwel ofte ene bleddere uppe der aderen boven in deme schedele, unde ys de suwel ofte de bleddere gheschapen bovene alzo assche, de mynssche stervet des anderen efte des veften daghes*. Statt *in deme schedele* lesen Ka R Kt *in der scetele*, mit einem höchst merkwürdigen Wort, das im selben Arzneibuch noch einmal in Verbindung mit *hals* vorkommt. Nun ist es eine Grundregel der Kritik, dem scheinbar Klaren und Einfachen gegenüber dem Seltenen, Schwierigen das äusserste Misstrauen entgegenzubringen, in diesem Fall also der Lesung *deme schedele*. Zweitens: wie hat sich wohl N. die Blatter auf der Ader im Schädel vorgestellt? Drittens und vor allem: weshalb zieht man bei medizinischen Dingen nicht einen Mediziner zu Rate? Meinem ärztlichen Kollegen Soetbeer verdanke ich die Aufklärung, dass bei der Blatter, die aussieht wie Asche, es sich ganz einfach um den grauen diphtherischen Belag handelt, dass also *scetele* auch hier jedenfalls etwas ist, das zum Hals in Beziehung steht und natürlich die ursprüngliche Lesart darstellt. Auch 171, 3 bietet *isset ener varwen* Ka R Kt sicher das Echte, in Variation des Vorhergehenden; sollte man *ener vrouwen* verteidigen wollen, so müsste man annehmen, dass *ener varwen* in der Gesamtvorlage gestanden habe und *ener vrouwen* durch eine naheliegende Konjekture hergestellt sei.

Dass eine Lesart durch G + Ka R bezeugt, aber in die Lesarten verwiesen ist, ist der Fall 153, 7, wo das im Text stehende *vat* einen vollständigen Unsinn darstellt; ferner 73, 29; 91, 9; 131, 7.

Von der Tatsache, dass schon die Urhandschrift Fehler aufwies, gibt N.s Einleitung wiederum keine Kunde. Ich verweise auf 92, 26; 123, 1; 138, 30; 145, 9. Auch an folgenden Stellen wird man einen Fehler der Urvorlage annehmen müssen, wo G + Ka R Unrichtiges bieten, Kt das Richtige, also wohl durch Konjekture Gefundene: 72, 27; 74, 20 u. 21; 93, 33. Zweifelhaft ist mir 121, 4, das in Kt so lautet: *wo anders ere water schüre sy vnde lutter*, während G Ka R für *lutter* die Worte *eyn luttick* aufweisen; das erscheint sinnlos, aber man kann sich schlecht vorstellen, wie es an Stelle eines ursprünglichen *lutter* getreten sein sollte.

Von den beiden Gruppen Ka R und G Kt wird man im allgemeinen die zweite bevorzugen, da bei ihr die Zahl der sicher gemeinsamen Fehler geringer ist. Das schliesst aber nicht aus, dass man in jedem einzelnen Fall erwägt, ob der Weg von G Kt zu Ka R oder der umgekehrte der wahrscheinlichere ist. Auf Grund solcher Prüfung sind gewiss zahlreiche Lesungen von Ka R in den Text heraufzunehmen, wie 70, 4; 70, 9; 70, 24; 71, 9; 71, 23; 72, 1; 76, 5; 81, 19; 82, 19; 84, 23; 85, 20; 89, 19; 94, 25; 102, 29 usw.

N. hat es wahrscheinlich gemacht, dass „die dütsche Arstedic“, der Hauptteil des Textes, aus zwei ursprünglich verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt ist. Dass die Quellenuntersuchung hätte erheblich weitergeführt werden können, hat Psilander in der oben angeführten Besprechung dargetan. Wertvoll ist das über 30 Seiten umfassende Glossar, das mancherlei Ergänzungen zum mnd. Wb. enthält und auf die sachliche Erklärung der pharmazeutischen und medizinischen Ausdrücke grosse Sorgfalt verwendet.

Giessen.

O. Behaghel.